

NEUES ARCHIV

für die
Geschichte der Diözese Linz

8. Jahrgang

Heft 2

Linz 1993/94

INHALT

I. ABHANDLUNGEN

Josef Hörmanninger Die Seelsorger und Pfarrer von Hartkirchen im Mittelalter	109
Harry Slapnicka Kirche und Vaterländische Front: Spannungen vor allem bei der Jugendorganisation	124
Paul Bottinger Das Linzer Priesterseminar während der Zeit des Nationalsozialismus (1938-1945)	128
Wolfgang Gattringer Josef Perndl als Pfarrer von St. Johann am Wimberg (1939-1954)	143
P. Augustin Zehetner Die Vertreibung der Jesuiten aus Kinghsien	155
Georg Wildmann Josef Haltmayer. Ein Mann der Caritas	167
Johannes Singer Unterwegs mit der Kirche. Erinnerungen und Erwartungen eines Freundes der Theologie	177

II. DOKUMENTATIONEN

Maximilian Aichern In Memoriam Hermann Pfeiffer (Ansprache anlässlich des Begräbnisgottesdienstes am 26. April 1991)	194
Johannes Ebner Kirche in Oberösterreich. Präsentation eines "Grundkurses über Kirchengeschichte des Landes"	198
Johannes Ebner Bischof Maximilian Aichern zum 60. Geburtstag. Präsentation der Publikationen "Auf den Spuren Bischof Rudigers" und "Das Domkapitel in Linz (1925-1990)"	202
Rudolf Zinnhobler Wider den Strom der Zeit. P. Engelmar Unzeitig - ein Opfer des Nationalsozialismus	204

Wolfgang Katzbock u. Helmuth Pree Ehrendoktorat für Bischof Maximilian Aichern	208
---	-----

III. REZENSIONEN

REGISTER	237
----------	-----

UNTERWEGS MIT DER KIRCHE

Erinnerungen und Erwartungen eines Freundes der Theologie

Von Johannes Singer

Die folgenden Ausführungen geben den Festvortrag wieder, den Prälat Prof. Dr. Johannes Singer bei der traditionellen Thomasakademie der Katholisch-Theologischen Hochschule und des Priesterseminars Linz am 26. Jänner 1993 gehalten hat. Der Vortrag stellte gleichzeitig die Abschiedsvorlesung des Referenten anlässlich seiner Emeritierung dar. Aus diesem Grund, sowie auch wegen der vielen Bezüge des Textes zur Diözese Linz dokumentieren wir den Vortrag im "Neuen Archiv". Es bleibt noch anzumerken, daß dem eingeladenen Freundeskreis des Priesterseminars und der Hochschule einige gute Einsichten gegenwärtiger Ekklesiologie vermittelt werden sollten - auch als Hilfe zur Orientierung in der kirchlichen Gegenwart. Der Vortragende hatte kein primär theologisches Publikum vor Augen.

Die Redaktion

Verehrte, liebe Festgäste!

Damit niemand rätseln muß: der sich als Freund der Theologie vorstellt, ist der Vortragende selbst. Sich "Theologe" zu nennen - es klänge zu anmaßend. Wer ist das schon? Wenn ja, dann jeder Christ; denn jeder an Christus Glaubende versucht ein Leben lang etwas von dem zu verstehen, was er glaubt - und sich hoffentlich besser auf den zu verstehen, an den er glaubt. Aber ein solcher Christ nennt sich nicht "Theologe".

Man darf aber ein "Freund der Theologie" sein. Die lieben Kollegen von der Philosophie sind Vorbilder. Sie nennen sich nur "Freunde der Weisheit". Das ist sehr klug von ihnen; denn wollten sie sagen, sie seien "im Vollbesitz der Wahrheit", wären sie keine "Philosophen" mehr. Umso behutsamer wird der sein müssen, der sich um die gottgeschenkte Daseinsorientierung müht, sich um den müht, der von sich zurecht sagen kann, die "Orientierung in Person" zu sein: "Ich bin der Weg" (Joh 14, 6), um den also, der nach dem Wort der Schrift "Gottes Weisheit" (1 Kor 1, 24) ist.

"Freund der Theologie": lebenslang ein "Amateur", ein "Liebhaber", dann und wann ein leidenschaftlicher, hoffentlich oft ein aufmerksamer, und wenn's nicht anders sein kann, halt auch ein "verschmähter".

"Unterwegs mit der Kirche" - mit der Kirche, in der wir beheimatet sind. Doch pflegen ähnliche "Erinnerungen und Erwartungen" in den christlichen Kirchen analog zu sein.

Zunächst werden biographisch-narrativ einige Kirchenerfahrungen des ersten Lebensdrittels kurz reflektiert; nicht wenige von den hier Versammelten hätten mehr dazu zu sagen. Im Hauptteil geht es um Wandlungen, die seit etwa dreißig Jahren vom Konzil her in der Tiefe aufgebrochen sind und dort vor sich gehen, die zwar zukunftsträchtig sind, aber dort, wo sie ans Licht kommen, naturgemäß auf den subtilen oder offenen Widerstand des angeblich "immer so Gewesenen" stoßen. Wo sich einer wandelt, ergeht es ihm innerhalb seines Menschentums nicht anders.

Die ersten Jahrzehnte

Frühe Begegnungen mit der Kirche und ihrer Botschaft im Lichte einer reflektierenden Rückschau sind zuerst gemeint. Sie geschahen natürlich im Elternhaus. Wie wir alle habe auch ich dort zum erstenmal den Heilsnamen, den Heilandsnamen "Jesus" gehört: im gemeinsamen Gebet, in der Gestalt eines kindlichen Jesusgebetes, das keineswegs hohen liturgischen und religionspädagogischen Ansprüchen genügt. Es war aber der Name, in dem nach einem Schriftwort allein das Heil zu finden ist (Apg 4, 12). Es ist aller Beachtung wert: Die "Erstevangelisierung" geschah durch jemanden aus dem gemeinsamen Priestertum aller, aus dem gemeinsamen Lehramt aller Getauften, nicht durch jemanden aus dem besonderen Lehramt. Auch an künftige Päpste wurde der Glaube durch ihre Mütter weitergegeben. In einem gegenwärtigen Lehrbuch der Ekklesiologie¹ ist die Hausgemeinde die erste Grundgestalt der Kirche.

Noch lange nicht trat die diözesane Ortskirche oder gar die Gesamtkirche in das Bewußtsein, es sei denn in der Gestalt einer noch mühsam buchstabierten Missionszeitschrift. Die Pfarrgemeinde und der Pfarrer waren die nächste Begegnung mit der Kirche als größerer Gemeinschaft. Ich bin dankbar, daß es freundliche Begegnungen waren. Nach und nach wurde der Blick geweitet, insofern es auch ein Dekanat und einen Dechant gab. Der Ehrendomherr Schließleder² aus Steyr kam in die Volksschule Schiedlberg (damals Thanstetten) zur Visitation. Er kam unter Geläute mit einem Pferdegespann. Es ändert sich nicht alles in der Kirche, denn bis heute kommen Dechanten immer noch mit "Pferdestärken" an. Erst bei der Firmung stand man zum erstenmal vor einem leibhaftigen Bischof. Die Schule war auch der Ort der ersten ökumenischen Weitung des Blickfelds. Denn es gab einige in der Klasse, die zur evangelischen Pfarre Neukematen gehörten. Paulus schreibt "an die Kirche Gottes, die in Korinth ist" (1 Kor 1, 2). Kirchenpolitische Quereleien lassen uns leicht vergessen, daß wir Kirche zuerst als die erfahren haben, die "im Hause", die "am Ort" ist. Das "Haus" und der "Ort" in ihrer Überschaubarkeit bleiben die basale Kirchenerfahrung; dies nicht nur als zeitlicher Anfang.

Wir machten einige Jahre später eine neue Erfahrung: die Kirchenfeindlichkeit eines politischen Regimes, aber auch die immunisierende Kraft des Evangeliums der Kirche und ihrer Gemeinschaft. Von diesem Prozeß, der eher in der Tiefe vor sich ging und nicht sofort an die Oberfläche des greifbar Faktischen, möchte ich in der Geschichte mehr hören. Manche Wege dieser Immunisierung muten heute seltsam an, wenn etwa der Pfarrer in der Predigt gewiß auch vom Herrn Jesus sprach, merkwürdig oft aber von Napoleon und seinem Schicksal. Wir wußten, wen er meinte, und gingen gestärkt von dannen. Gewiß, diese Immunisierung brachte es mit sich, als "politisch unzuverlässig" abgestempelt zu werden. Das konnte Folgen haben. Wenn es nicht der Fall war, verdankte man es Menschen, die Christen waren oder auf jeden Fall christlich handelten, indem sie das Überleben dieses Winters ermöglichten. Nur finden wir Alten es seltsam, wenn Leute, die jene Welt so nicht kennengelernt haben, uns jetzt sagen wollen, was allein katholisch oder christlich ist.

Es war eine Erfahrung von Kirche, wenn man, verschlagen auf eine Insel des Mit-

telmeeres, von einem Rundbrief erreicht wurde, der einen gewissen Franz Zauner, den späteren Bischof, zum Absender hatte. Es tat gut, zu dieser anderen Gemeinschaft zu gehören. Es war eine Erfahrung von Kirche, wenn ein Kaplan einen Lastwagen voll Kartoffel in das Entlassungslager Pupping brachte. Beim Zusammenbruch aller Zugehörigkeiten 1945 erwies sich die Kirche als einzige intakte Heimat. Wiederum haben wir Alten es nicht gerne, wenn man sie uns vermiest. Ich meine damit nicht die berechtigte Kritik von innen und von außen; die Kirche ist schon von ihrem Wesen her für Kritik anfällig, weil der Herr ihr die Latte sehr hoch gelegt hat. Ich meine auch nicht die Kritik, die den verdrängten Haß auf den quälenden Jesus Christus auf die Kirche verschiebt. Ich meine jene unerleuchtete Sorge um die Wahrheit, der das Kreuz Christi noch zu wenig "empörendes Ärgernis" und zu wenig "Torheit" ist (1 Kor 1, 23).

Seit dem Konzil

In drei Themen wird nun versucht, Erfahrungen und Erwartungen im gegenwärtigen Unterwegssein mit der Kirche vorzustellen. Wie Kreise überschneiden sich 1. traditio, 2. receptio, 3. communio. Verwurzelt sind sie im kirchengeschichtlichen Jahrhundertereignis, dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965).

1. "traditio"

Setzen wir bei einem Faktum an, um nicht zu sehr im Unbestimmten zu bleiben. Es gibt in der Kirche der Gegenwart ein Phänomen, das mit "Traditionalismus" charakterisiert wird, dessen rigidieste Form der "Fundamentalismus" ist. Um niemandem unrecht zu tun, ist es wegen der unzähligen Nuancen besser, nur von "traditionalistischen Zügen" zu sprechen. Das hindert freilich nicht, zur Beschreibung eine profilierte Form herauszugreifen, etwa die Anhänger Lefebvres³ außerhalb und innerhalb der Kirche. Zuerst wird ein kleiner Ausschnitt aus der reichen katholischen Tradition absolut gesetzt, z.B. die tridentinische Form der Meßfeier, wie Pius V. sie 1570 festgelegt hat, um sie als "Messe aller Zeiten", als Messe vom apostolischen Anfang an, entgegen jeder geschichtlichen Wahrheit, zu behaupten. Zweitens wird eine abschließende Zeitmarke gesetzt: etwa das Jahr vor der französischen Revolution oder das Jahr vor dem 2. Vatikanischen Konzil; ab da darf der Geist seine Kirche nicht mehr weiter in die ganze Christuswahrheit einführen (vgl. Joh 16, 13). Ab da sei nicht der Geist des Christus Gottes am Werk, sondern ausschließlich der diabolische Ungeist. Schließlich wird diese so abgegrenzte "Tradition" weitergereicht "wie Ziegelsteine" (der Vergleich stammt von Urs von Balthasar), d.h. es geht nicht mehr um das verstehende Aneignen der Heilsbotschaft zum Leben, sondern um das buchstabengerechte Fürwahrhalten als Maßstab, um "Feind" und "Freund" unterscheiden zu können. Offen bleibe hier die wohl noch wichtigere Frage nach subtileren Formen; unschwer trifft jeder in sich selber solche an. Es ist strapaziös, sich der Zukunft anzutrauen, auch der "Zukunft in Person", dem Herrn der Geschichte. Sieht man fürs erste vom -Ismus ab (die Endung verweist in Richtung Einseitigkeit und Ideologie), kann man das Anliegen des Traditionalismus durchaus

zu seinem Recht kommen lassen. Denn "Tradition" begleitet wie eine Quelle der Erneuerung, aber auch wie das Epizentrum eines beunruhigenden Bebens die gesamte Geschichte des Evangeliums, dieses samt seinem Sozialkörper verstanden, der Gemeinschaft Kirche. Die biblischen Schriften verdanken sich der Tradition von Gotteswahrnehmungen, die immer neu zu lesen waren und sind. Die Jesustradition ist "geronnen" in den Schriften des Neuen Testaments und die Abgrenzung des Kanons dieser Schriften verdankt sich der Sorge um die genuine Christusüberlieferung. Den Tritopaulinen, den Pastoralbriefen, geht es in der Öffnung zu einer unabsehbar langen Zeit des Weitertradierens des Christusereignisses um die Reinerhaltung der "παραθηκη", des "depositum", des "anvertrauten Gutes" (1 Tim 6, 20), des "anvertrauten kostbaren Gutes" (2 Tim 1, 14) in Abgrenzung zu anderen Überlieferungen, die im Gegensatz zur "gesunden Lehre" (1 Tim 1, 10) stehen, zu den "gesunden Worten Jesu Christi" (1 Tim 6, 3). Die Konzilien ringen um den überlieferten Christusglauben; die großen Spaltungen sind in ihrem Grunde auch Probleme der Tradition, der Unterscheidung zwischen wahren und falschen Traditionen.



Kirche und Theologie haben sich mit dem Begriff der Tradition nicht leicht getan. Man merkt es deutlich auf den Konzilien, besonders auf dem von Trient. Man wurde sozusagen nur der Spitze eines Eisbergs ansichtig. Gegenwärtige Theologie dürfte hierin ein gutes Stück weitergekommen sein. Sie geht von der Überzeugung aus, daß es sich bei "Tradition" nicht um etwas handelt, das sozusagen zum Evangelium noch hinzukommt, sondern daß es sich um eine Dimension des Evangeliums selber handelt. Zum Verständnis sei ein kleiner Umweg gestattet, ein kurzer Ausflug in gegenwärtiges theologisches Bemühen.

Schon vom biblischen Anfang an wurde versucht, zum Tradieren die Christusbotschaft in kurze Formulierungen zu gießen wie "Jesus ist Christus" (Messias), "Jesus ist Herr" und "Jesus ist Sohn Gottes". Als deren Entfaltung können die späteren längeren Glaubensbekennnisse gelten. In unserer Zeit sind die "Kurzformeln des Glaubens" modern geworden; eine, die von Hans Küng, diene als Beispiel: "In der Nachfolge Jesu Christi kann der Mensch in der Welt von heute wahrhaft menschlich leben, handeln, leiden und sterben: in Glück und Unglück, Leben und Tod gehalten von Gott und hilfreich den Menschen"⁴.

Nun gibt es aber gegenwärtig noch eine andere Art von Versuchen; Theologie ist immer nur ein Versuch, etwas von Gott und seinem heilenden Handeln an seiner Welt zu verstehen. Man sucht so etwas wie "Schlüsselwörter", mit denen man das Ganze des Evangeliums in seiner "Sinnmitte" erschließen könne, den "Inbegriff" des Christlichen, den inhaltlichen Einheitsgrund christlicher Offenbarung. Der Freiburger Hansjürgen Verwegen schlägt "traditio" vor⁵, allerdings in einem viel umfassenderen Verständnis als dem durchschnittlichen. "Traditio" (trans-dare", "hinüber-, weiter- und preis-geben") umfaßt dann alle Gestalten der Selbst-mit-teilung Gottes, diese aber im Horizont des Kreuzes (Gott teilt sein gutes Selbst mit einer im Bösen liegenden Welt); die Auslieferung des eigenen Sohnes für uns und für alle (Röm 4, 25; 8, 32); die Selbstdingabe Christi für uns (Eph 5, 2), für die Kirche (Eph 5, 25), für mich (Gal 2, 20), sie geschieht am Kreuz und weiter im eucharistischen Leib und Blut Christi; schließlich bedeutet "traditio" im Kontext der Selbstauslieferung Gottes

an die Welt auch noch die "traditio" Jesu durch Judas mit der Auslieferung des Täufers als dunklem Hintergrund und der Auslieferung der Jünger an eine feindliche Welt beim Tradieren des Evangeliums. Diese Selbst-überlieferung Gottes an den Menschen verlockt und ermutigt zur Selbst-überlieferung des Menschen an Gott, zum Glauben.



Damit diese Selbst-überlieferung des Sohnes Gottes in Kreuz und Auferstehung den Völkern aller kommenden Zeiten zugute komme, erwirkt sie sich Zeugen und Zeugnisse. Bei aller Einheit zwischen der "traditio" des Herrn und den Zeugnissen von dieser "traditio", den "Traditionen", muß dennoch zwischen ihnen unterschieden werden. Das gilt sogar für das schlechthin maßgebliche Zeugnis von der "traditio" des Sohnes Gottes, für die Heilige Schrift. Obwohl in einzigartiger Weise ursprungsnah und vom Geist Gottes inspiriert, besteht zwischen ihr und dem, wovon sie spricht, bei aller Einheit doch auch eine Differenz; denn die Schrift sagt selbst, daß "es noch vieles andere gibt, was Jesus getan hat"; die ganze Welt könne die Bücher nicht fassen, die man schreiben müßte (Joh 21, 25; vgl. 20, 30).

Gerade in dieser Einheit und Differenz zwischen Christus und seinem geschriebenen Wort tut sich aber eine Möglichkeit auf, der berechtigten Sorge traditionalistischer Strömungen entgegenzukommen, der Sorge nämlich um die Identität der Kirche und ihrer Christusbotschaft. Denn hinter der Heiligen Schrift, ihren vielen Wörtern und Deutungsmöglichkeiten, steht der Eine, der sich in dieser Heiligen Schrift den Menschen zu ihrem Heil zusagt: Dieser "Jesus Christus ist derselbe gestern, heute und in Ewigkeit" (Hebr 13, 8). Mögen die Vorsteher, so der dortige Kontext, kommen und gehen: Christus bleibt, und an ihn muß man sich halten. Es dürfen dann nicht nur die Vorsteher wechseln, sondern auch die Zeiten mit ihren Prismen des Verstehens und Deutens der Zeugnisse von ihm. Er ist mehr, als alle Zeugnisse zusammen von ihm fassen können. Er relativiert in seiner Person alle Zeugnisse und ihr Verständnis wohltuend: Sie zielen wie Wegweiser auf seine Person, dies in recht unterschiedlichen Graden der Deutlichkeit. Wer ihn den sein läßt, der er ist, hält sich an den, der von sich sagen kann, die Wahrheit in Person zu sein (Joh 14, 6) - die letzte, untrügliche Festigkeit und Beständigkeit inmitten jeder wie immer gearteten Unbeständigkeit.

Willkommen ist der bei aller Einheit bestehende Unterschied zwischen Christus und seinen Bezeugungen erst recht dann, wenn es um die Bewältigung der unüberschaubaren Fülle von Zeugnissen und Ausdrucksgestalten des sich tradierenden WORTES Gottes "in Lehre, Leben und Kult" der Kirche⁶ von damals bis heute und in alle Zukunft geht. Wir brauchen angesichts solcher Pluralität um die Identität der Kirche und um die ihrer Christusbotschaft nicht ängstlich besorgt zu sein. Auf dem Gebiet der Lehre sind solche Zeugnisse Glaubensbekenntnisse, Bekenntnisse, Dogmen, Konzilien und Synoden, andere Äußerungen des Lehramtes, Katechismen, Schriften der Väter und Theologen, Predigten - jeweils mit der ihnen eigenen Autorität und Verbindlichkeit. Jede theologische Bibliothek gibt eine nur schwache Ahnung dieser Fülle. Diese vielstimmige Bezeugung und Auslegung des einen WORTES wächst weiter in dem Maß, in welchem der Eurozentrismus überwunden wird.



Gegenwärtig wächst das *kritische* Unterscheiden zwischen der "traditio" (im Singular) und ihren geschichtlichen Bezeugungs- und Sprachgestalten, den "traditiones" (im Plural). Entschiedener als früher unterscheiden wir zurecht zwischen Traditionen, die in Wirklichkeit keine sind, die die "traditio" Gottes und seines Sohnes verdunkeln, sie bis zur Unkenntlichkeit entstellen oder ihr geradezu konträr entgegen gesetzt sind. Es ist all das aus Geschichte und Gegenwart, was man der Kirche anlastet, Unmenschlichkeit vor allem, und wo immer der Geist Christi verraten wurde. Dieses kritische Unterscheiden ist auch anderswo längst am Werk. Viele Bezeugungen sind obsolet geworden, z.B. Gebetbücher aus der Barockzeit, oder sind dabei, obsolet zu werden. Andere gehören zwar der Geschichte an, könnten aber in neuer Gestalt wieder fröhliche Urständ feiern, die Adventfrömmigkeit der Kirche von Ravenna etwa. Wieder andere Zeugnisse sind ungebrochen vital: Die Formel von Chalzedon aus dem Jahr 451 "in zwei Naturen unvermischt und ungetrennt" begegnet bis heute in immer neuen Kontexten. Und schließlich ist nicht alles, was es im Raum der Kirche gibt, auch sofort "heilige Tradition". Nicht zuletzt durch die Vorgangsweise des Konzils sind wir sensibler, sind wir kritischer im berechtigten Sinn geworden. Waren wir doch im Durchschnitt gewohnt, vermutlich in vorschneller Identifizierung von Christus und Kirche, von Kirche und Reich Gottes, im Übersehen von deren Unterschiedenheit, alles das, was auch nur eine kurze Weile in der Kirche gelehrt und praktiziert wurde, als eine Ausdrucksgestalt der "traditio" zu bewerten, die jeder Diskussion entzogen ist. Unter den Erfahrungen im Unterwegssein mit der Kirche ist die eine eher neue, auch schmerzliche und konflikträchtige, für den Weg in ein weiteres Jahrtausend aber eine mit Zukunft. Der damalige Professor in Tübingen und jetzige Präfekt der Glaubenskongregation Kardinal Ratzinger hat in einem Konzilskommentar beklagt, daß das Konzil keine Traditionenkritik entworfen habe.⁷ Wenn schon nicht in der Theorie, so ist aber doch in der Praxis des Konzils etwas sehr Entscheidendes geschehen: Es wurden Traditionen, die sogar durch Jahrhunderte schier unangefochten selbstverständlich waren, durch biblischere ersetzt, durch ursprünglichere also, bzw. der Weg zu solchen beschritten. Wenn etwa Offenbarung primär nicht mehr als Information gesehen wird, sondern als Kommunikation, als göttliche Einladung zu einer freundschaftlichen Lebensgemeinschaft, wird eine Auffassung korrigiert, die ihre Wurzeln schon im Altertum der Kirche hat und besonders seit der Aufklärung immer hartnäckiger vertreten wurde. Daß sich diese Korrektur erst noch auswirken wird in Richtung Kirche als Communio, ist noch kaum bewußt und noch nicht abzusehen. Das Geschäft der Theologen wird auf diese Weise nicht gerade einfacher.

So begrüßenswert eine solche Traditionenkritik ist, um die Gemeinschaft der Kirche für das Glauben an das Evangelium transparenter zu machen, so sind damit neue Unsicherheiten verbunden, und es wächst die Anfälligkeit für eine traditionalistische Mentalität. Das müßte aber nicht der Fall sein. Denn es ist, bildlich gesprochen, viel "sicherer", in der Tiefe auf einem felsigen Boden Stand zu haben als auf seiner sandigen Oberfläche. Traditionenkritik ermöglicht es, in größerer Tiefe, in größerer Nähe zur Selbst-traditio Gottes in Christus zu gründen statt in einer absolut gesetzten Epoche der Vergangenheit. Von einer göttlichen Offenbarung, in der Gott mich wie einen Freund anredet, läßt sich freudiger gläubig leben als von einer

schulmeisterlichen Information über Jenseitiges. Eine Kirche nach Art einer eucharistischen Tischgemeinschaft ist liebens- und lebenswerter als eine Kirche nach Art einer Gesellschaftspyramide.



Daß Traditionenkritik im Raum des Evangeliums etwas ist, das zu seinem Wesen gehört, und wie es vor sich geht, läßt sich am Leben und Handeln Jesu einsichtig machen. Er hat die durch ungute Traditionen (vgl. Mk 7, 8-13) entstellte und verschüttete Religion Israels in der ursprünglichen Reinkultur gelebt und wiederhergestellt, denn "am Anfang war es nicht so" (Mt 19, 8). In Joh 8 räumt Jesus der Ehebrecherin ihre "sündige Tradition" weg und sagt ihr, sie soll ihr gutgewordenes Menschentum nicht wieder entstellen. Eine ähnliche Freilegung des guten Kernes erlebt der "Obersünder" Zachäus (Lk 19). Für den Erben ist das Dasein als Sklave eine ihn verfremdende Tradition; er wird von ihr befreit und es bricht durch, was er ist: Sohn, der "Abba-Vater" ruft (Gal 4). Über den "verlorenen Sohn" und seine Verstrickung in böse Traditionen schreibt Johannes Paul II. 1980 in seiner hochaktuellen Enzyklika "Dives in misericordia / Über das göttliche Erbarmen", daß durch die Umkehr das Mensch-sein der Sohnes wiedergefunden wurde. Paulus ist ein Modellfall. In ihm ist zwar ein gewaltiger Wandel vor sich gegangen, eine Umwertung der bisherigen Werte. Eine untaugliche Tradition, der zeitgenössische jüdische Weg des Recht- und Gutwerdens in der Leistung der Gesetzeserfüllung, wurde aufgegeben, indem sie durch eine andere "traditio" ersetzt wurde, durch den Glauben an den Sohn Gottes, der ihn geliebt und sich für ihn "tradiert" hat (Phil 3 und Gal 2). Gerade dadurch hat aber Paulus seine Identität nicht verloren, sondern endlich gewonnen. Er ist anders geworden, um der zu werden, der er in der Tiefe seines Wesens schon immer hätte sein wollen: gut und recht.

So geht auch durch eine echte Kritik der Traditionen die Identität der Kirche nicht verloren; vielmehr wird die Kirche mehr zu dem, was in ihrem Wesen grundgelegt ist. Echte Traditionenkritik zerstört nicht das überkommene Gute, sondern legt es frei. Traditionalismus wäre stillgelegte Tradition, erstorbene Tradition. Es gehört zu den auch persönlichen Erfahrungen im Unterwegssein mit der Kirche, daß hier gerade die Theologie ein lebenswichtiges Wächteramt für die Kirche hat; indem sie aber umgekehrt die Breite der Traditionen im Katholischen aufzeigt ("katholisch" hier im ursprünglichen Sinn des Wortes), erzieht sie auch zur Toleranz.

2. "receptio"

"Receptio" ist ein anderer, wenn auch mit dem ersten eng verbundener Kreis von Erinnerungen und Erwartungen im Unterwegssein mit der Kirche. Die "traditio" im eben dargelegten umfassenden Sinn des Wortes ist die große Gabe, die Selbst-gabe Gottes an Mensch und Menschheit; die ihr entsprechende "receptio" ist deren Annnehmen. Das göttlich gegebene WORT ermächtigt zur Antwort, zum Glauben, Hoffen und Lieben jener, "quotquot receperunt eum" (Joh 1, 11). Es macht sie zu Söhnen und Töchtern Gottes.

Doch kennt die große theologische Überlieferung der Kirche, der Ostkirche vor allem, "Rezeption" auch noch in einem engeren Sinn. Was es mit ihr auf sich hat,

möchte ich an Hand eines Ereignisses erklären, das am Rande auch mit der eigenen Biographie zu tun hat. Dieses Ereignis, das für die ganze Kirche als höchst bedeutungsvoll konzipiert war, wurde von der Kirche nicht rezipiert; nicht einmal die Erinnerung an die nicht erfolgte Rezeption wurde rezipiert.

1962, am 22. Februar, am Fest der Kathedra Petri, versammelte Johannes XXIII. die Kleriker Roms in St. Peter. Dort unterzeichnete er, über dem Grab des hl. Petrus, ein hochrangiges Gesetz, eine "Constitutio Apostolica", beginnend mit den Worten "Veterum Sapientia". Gemeint ist die Weisheit, die vor allem in lateinischen Schriften enthalten ist. Es wird ein hohes Lied auf die lateinische Sprache gesungen, der erste Absatz ist eine klassische Periode. Kern des Gesetzes: in der theologischen Ausbildung sind die Hauptfächer in lateinischer Sprache zu lehren und die Lehrbücher in dieser Sprache zu verfassen. Unter anderen wird ein bedenkenswerter Grund angegeben, daß nämlich Latein "ad inanem loquacitatem recidendum sit non mediocriter habilis" - Latein sei überdurchschnittlich geeignet, leeres Geschwätz zu beschneiden. Ein "Academicum Latinitatis Institutum" sei zu gründen (AAS LIV, 129-137). Am Ostersonntag darauf hat die Vorgängerin der jetzigen Bildungskongregation nicht nur ein "Schäferl" dazugelegt, sondern eine ganze Schaufel (AAS LIV, 339-368): kein Bischof dürfe diese strengen Vorschriften aufweichen, des Lateins unkundige Professoren seien aus ihrem Amt zu entfernen, den von staatlichen Seminarien kommenden Seminaristen und den Spätberufenen dürfe nichts nachgesehen werden; das Latein sei eher "römisch" auszusprechen, man habe aber nichts gegen die jüngst eingeführte klassische Aussprache. Man weiß um die Schwierigkeiten: "At vero non difficultibus vinci, sed eas vincere nos docet vita fidesque christiana" - "Nicht von Schwierigkeiten besiegt zu werden, sondern sie zu besiegen, lehrt uns christliches Leben und Glauben." Maßgebliche römische Kreise waren damals der Meinung, die Säulen, auf denen die Kirche ruhe, seien die römische Sprache, das römische Recht und der römische Papst ...

Obwohl der Gesetzgeber auf Petri Thron ungemein kräftige Töne anschlägt - "statuimus, decrevimus, ediximus, mandavimus" - und auf seine Apostolische Autorität pocht, geschah etwas Erstaunliches: Veterum Sapientia wurde von der Kirche nicht "rezipiert", die strenge Weisung wurde nicht durchgeführt. Grund dafür ist wohl auch, daß wenige Monate später, im Herbst 1962, das drei Jahre zuvor angekündigte Konzil in seiner ersten Session begann. Ich selbst war 1962 schon im theologischen Lehrberuf tätig, kann mich aber nicht erinnern, daß etwa Bischof Franciscus Salesius Veterum Sapientia urgert hätte. Im Linzer Diözesanblatt findet sich keine Notiz. In den Publikationen findet sich kaum ein Echo, sieht man von der Linzer Theologisch-praktischen Quartalschrift ab, die, wie immer auf der Höhe der Zeit, auf etwa einer Seite, verfaßt von DDr. Norbert Miko, darüber berichtet⁸. Wie mir zuverlässig gesagt wird, hat die Innsbrucker theologische Fakultät just zur nämlichen Zeit die lateinischen Vorlesungen abgeschafft. An den Päpstlichen Universitäten Roms wird heute auf italienisch gelesen. Das neue Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen Denzinger-Hünermann erwähnt Veterum Sapientia mit keinem Wort.

Das Konzil hat Veterum Sapientia nicht rezipiert, sondern geradezu das dort verbotene Gegenteil getan, nämlich Latein auf ein Minimum reduziert. Im Konzilsdekret

über die Priesterausbildung heißt es nur noch, die Alumnen "sollen soviel Latein lernen, daß sie die zahlreichen wissenschaftlichen Quellen und die kirchlichen Dokumente verstehen und benützen können" (Art. 13). In der Apostolischen Konstitution "Sapientia Christiana" des gegenwärtigen Papstes (aus dem Jahr 1979), dem Gesetz für theologische Ausbildungsstätten, findet sich keine Erwähnung von Veterum Sapientia, auch nicht in den Durchführungsbestimmungen und auch nicht im Akkomodationsdekrete für Österreich. Auch sind m.W. keine kirchenamtlichen Maßnahmen erfolgt, um dem Gesetz Nachdruck zu verleihen. Es ist also anzunehmen, daß der Gesetzgeber selber die Nichtrezeption rezipiert habe. Meines Wissen haben auch Strömungen mit einem ausdrücklichen kirchen-, rom- und papsttreuen Selbstverständnis die besagte Apostolische Konstitution bisher nicht urgiert, womit sie das Prinzip der Rezeption und Nichtrezeption de facto anerkennen, zumal ihrerseits das 2. Vatikanum oft alles andere denn enthusiastisch rezipiert wird.



Ich hoffe, daß Sie, verehrte Zuhörerschaft, diese Erinnerung nicht für deplaziert erachteten. Für mich (und wohl auch für andere) ist sie - über Veterum Sapientia hinaus - eine wichtige Erinnerung mit Zukunft. Sie hat gegenüber anderen gegenwärtigen Fällen von Nichtrezeption oder von Rezeptionswiderständen den Vorteil, daß über das so wichtige Thema aus einer gewissen geschichtlichen Distanz emotionslos gedacht und gesprochen werden kann.

In diesem Sinn ist es endlich an der Zeit, genauer zu sagen, was unter "Rezeption" hier verstanden wird. "Rezeption", so Wolfgang Beinert, ist der Vorgang, in dem die Universalkirche oder die Ortskirchen eine Entscheidung der legitimen kirchlichen Autorität als wahr, verbindlich und glaubensfördernd erkennt und sich zu eigen macht.⁹ Oder Hermann Josef Pottmeyer: Rezeption ist die Annahme des Wortes Gottes und die von Einsicht getragene Anerkennung seiner Gegenwart im Zeugnis der Hl. Schrift, der Glaubenstradition und des Lehramtes durch die kirchliche Gemeinschaft und ihrer Glieder.¹⁰ Es handelt sich um eine Internalisierung des Rezeptionsgutes in alle Lebensbereiche hinein, also in das spirituelle, ethische, gottesdienstliche und theologische Leben der Kirche und ihrer Glieder. Solche Vorgänge sind zeitlich sehr aufwendig und auch unabschließbar. Da in der Geschichte der Kirche ständig neuen Herausforderungen begegnet werden muß, muß auch das einmal Rezipierte, eine Lehre oder eine kanonische Maßnahme oder auch eine Andacht oder Weihe aufs neue rezipiert, bzw. anders oder nicht mehr rezipiert werden; man spricht deswegen von einer "Wieder-Rezeption", von einer "Re-Rezeption".

Rezeption ist in der Kirche nichts Neues, ist eher eine Wiederentdeckung. Die folgenden Hinweise müssen höchst bescheiden sein. Die Pfingstpredigt des Petrus ist der Anstoß zu einem Rezeptionsprozeß, wie überhaupt die Annahme des Evangeliums ein solcher ist. Die Kirche und ihre Menschen erschließen sich Christus, durch Christus Gott in der Kraft des Heiligen Geistes. Die Ausbildung des neutestamentlichen Kanons ist ein Rezeptionsvorgang, ebenso viele Ereignisse der Liturgiegeschichte, Gesetze und rechtserhebliche Gebräuche, wie etwa das Gewohnheitsrecht und dessen Sonderfall, die Acceptatio legis. In der Alten Kirche wurden Konzilsentscheidungen durch Beitritt anderer Kirchen auf dem Weg der Rezeption noch nachträglich verifiziert. "Wahre Konzilien sind solche, die erstens einmal den vorhande-

nen universalkirchlichen Konsens repräsentieren, und die daher dann auch durch die ganze Kirche angenommen werden".¹¹ Die Annahme durch Rom gehört damals fast durchwegs in die Kategorie der "Rezeption", ist noch nicht Autoritätsverleihung durch eine höhere Instanz.

Doch ist bei solchen Überlegungen ein Knäuel von Fragen wachgeworden, darunter besonders eine: Was hier "Nicht-Rezeption" genannt wird - ist es nicht in Wirklichkeit Ungehorsam? Es gibt den brutalen Slogan, die Kirche sei zwar eine Diktatur, aber wesentlich gemildert durch den Ungehorsam der Gläubigen und durch die Schlampelei der Pfarrer. Eine differenziertere Antwort ist gewiß die bessere. Seit der Gegenreformation und zunehmend im 19. Jahrhundert tritt immer mehr der Papst als der hauptsächliche Träger des Lehr- und Hirtenamtes hervor. Von der alten Unterscheidung "Rezeption aus Gehorsam - Rezeption aus Einsicht" blieb nur die "Rezeption aus Gehorsam"; die Rezeption aus Einsicht wurde durch die Gehorsamspflicht ersetzt. Das Gewicht verlagerte sich immer mehr vom Entscheidungsvorgang einschließlich der Entscheidungsvorbereitung auf die Entscheidungsbefugnis. Noch einmal Pottmeyer: "Wer durch eine überzogene Gehorsamsforderung diese Vergewisserung ausschließt und nur formale Autoritätskriterien gelten lassen will, steht im Gegensatz zu einer Lehrtradition, die bis in die Frühzeit der Kirche zurückreicht und durch alle Jahrhunderte bestehen blieb."¹² Daß hier innerkirchliche Probleme der Gegenwart berührt werden, braucht nicht betont zu werden. Nur dann, wenn Gehorsam nur in einer Rezeption ohne Einsicht besteht, ist Nicht-Rezeption Ungehorsam.



Von der Communio-Ekklesiologie des Konzils her (weiter unten wird von ihr die Rede sein) erhält die Rezeption aus Wahrheitseinsicht eine neue Aktualität, insofern diese Schau von Kirche pneumatologisch begründet ist. Sagen wir es weniger hochgestochen: Der Heilige Geist ist es, der die gehörte Botschaft interiorisiert; dieser eine und nämliche Geist aber ist zuerst einmal allen Getauften und Gläubigen gegeben, nicht nur den Diensten, die zur Ausübung dieses gemeinsamen Priestertums befähigen sollen. Der eine Heilige Geist ist es, der das ganze Gottesvolk begnadet. "Dann aber hat der Gesetzgeber nicht nur das Recht, gehört zu werden, vielmehr auch die Pflicht zu hören."¹³ Wenn das Lehramt in diesem gemeinsamen Geist ausgeübt wird, wenn es seine Entscheidungen auch inhaltlich als wahres Zeugnis des Wortes Gottes und der kirchlichen Glaubensüberlieferung ausweist, werden es die Gläubigen nicht als Fremdbestimmung auffassen, sondern als Dienst am gemeinsamen Anliegen, das Wort Gottes zu bewahren und auszulegen. Daß die Muttersprachen weit über alles Bisherige hinaus als Sprachen des Gottesdienstes rezipiert wurden, ist eine Bestätigung.

Es geht in die Richtung, das Lehr- und Hirtenamt auf allen Ebenen im wachsenden Maß dialogisch in Konsultation auszuüben. Dies wird bedeuten, den Beitrag der Ortskirchen und der Gläubigen überhaupt nicht erst auf die nachträgliche Rezeption zu beschränken, sonst ist die Nicht-Rezeption nach Art von Veterum Sapientia vorprogrammiert. Der Bochumer Fundamentaltheologe Hermann Josef Pottmeyer hat auf einer Tagung des "Internationalen Arbeitskreises von Dogmatikern, Fundamentaltheologen und Kanonisten" in Berlin im Frühjahr 1990 ausgeführt:

"Je mehr die Erfahrungen und Einsichten der Gläubigen schon in die Entscheidungsvorbereitungen einbezogen werden, desto mehr steht zu erwarten, daß auch die Rezeption besser gelingt. In diese Richtung bewegen sich die ersten tastenden Versuche des Lehramtes. So haben die nordamerikanischen und die österreichische Bischofskonferenzen den Gläubigen die Entwürfe der Hirtenschreiben zu wichtigen sozialen Fragen vorgelegt und um Äußerungen gebeten. Die Bischöfe bekannten anschließend, daß der Beitrag der Gläubigen eine Hilfe war. Der schließlich veröffentlichte Endtext fand große Beachtung und das Vorgehen der Bischöfe allgemeine Anerkennung. Ihre Hirten- und Lehrautorität hatte keinen Schaden genommen, vielmehr war das Gegenteil der Fall."¹⁴

Diese Vorgangsweise hat also über den Inhalt hinausgehende theologische Dimension, die man in ihrer Aktualität kaum überschätzen kann. Es gehört schon zum guten Ton, in ekklesiologischen Publikationen diese Vorgangsweise als vorbildlich hinzustellen. Sie wurde inzwischen auch beim "Katechismus der Katholischen Kirche" praktiziert; 938 Bischöfe bzw. Bischofskonferenzen haben insgesamt 24.000 Stellungnahmen oder Änderungsvorschläge eingebracht. - Ein Hinweis sei noch gestattet: daß sich in einer solchen Rezeption die Rollen vertauschen, daß nämlich die Lehrenden zu Lernenden werden und umgekehrt. Es ist dies im Geiste jenes Einen, der sagt: "Der Führende soll werden wie der Dienende" (Lk 22, 26) und: "Nur einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder" (Mt 23, 8). Auf einem solchen Weg würde gewiß das paulinische Prinzip verwirklicht, er habe seine apostolische Vollmacht vom Herrn "zum Aufbauen, nicht zum Niederreißen" (2 Kor 13, 10).

Bei allem, was über Rezeption zu sagen ist oder wäre, steht eine Überzeugung im Hintergrund:

"Die Wahrheit setzt sich nur kraft ihrer selbst durch. Einem Menschen die volle Gewissensfreiheit, insbesondere die Freiheit zum Suchen nach der Wahrheit, zu verweigern oder der Versuch, ihm eine besondere Weise des Wahrheitsverständnisses aufzudrängen, läuft seinem innersten Recht zuwider" (Johannes Paul II., Botschaft zur Feier des Weltfriedenstages am 1. Jänner 1991).

3. "communio"

Der Traditionalismus ließ Überlegungen zur "traditio" anstellen, Veterum Sapientia zur "receptio". Ein Ereignis noch einmal Jahrzehnte zurück ist geeignet, eine dritte "Erinnerung und Erwartung" anzustellen. "Unterwegs mit der Kirche" bedeutete in der Kindheit die Begegnung mit den Sakramenten, mit den Gebärden der Liebe des Herrn an den Seinen, im besonderen die Erstkommunion samt der Vorbereitung darauf. Der Katechet hat uns damals etwas sehr Wichtiges gesagt, und hoffentlich trat es nicht hinter das Kirchengebot der eucharistischen Nüchternheit zurück, daß wir den Heiland empfangen zum Leben mit ihm in seiner Gemeinschaft. Er hätte uns noch etwas sagen sollen, hat es aber nicht getan: daß die vom Herrn geschenkte Gemeinschaft mit ihm auch Gemeinschaft der Kommunizierenden untereinander ist. Das ist nicht die Kritik von einem, der später alles viel besser weiß; ich habe es als Katechet nicht anders gemacht.

Es ist die bessere Kenntnis der biblisch-patristischen Tradition, der wir im Unterwegssein mit der gegenwärtigen Kirche die Wiederentdeckung dieser zumindest

verblaßten Dimension der Eucharistie verdanken. Sie hat ihre Zukunft noch vor sich. Im Apostolischen Credo haben wir sie immer bekannt: Kirche ist "sanctorum communio". Ursprünglich verstand man darunter die "Gemeinschaft an den heiligen Gütern", an der Eucharistie vor allem. Die Kirche wird im Credo als eucharistische Tischgemeinschaft verstanden. Denn aus der "Gemeinschaft an den sancta" entsteht die "Gemeinschaft der sancti", die Gemeinschaft der durch die heiligen Güter Geheiligten. Im Ersten Hochgebet, lange Zeit unser einziges, heißen die Feiernden "Communicantes". Es ist eine besondere Gemeinschaft, eine hochqualifizierte, eine Gemeinschaft mit Christusqualität. Sozialphilosophisch spricht man von einem "kommunikativen Lebensraum des Glaubens".

Biblisch Versierte - und das sind nach dem Jahr der Bibel gewiß viele - werden bei Paulus fündig: "Ist der Kelch des Segens, über den wir den Segen sprechen, nicht Teilhabe (*κοινωνία*) am Blut Christi? Ist das Brot, das wir brechen, nicht Teilhabe am Leib Christi?" (1 Kor 10, 16f.). Solches Teilhaben ist Gemeinschaft. Folgerichtig verstand sich die Kirche vor allem der ersten Jahrhunderte als Communio: als Gemeinschaft der Gläubigen, der Gläubigen mit den Bischöfen, der Bischöfe untereinander - mit Rom als Zentrum der Communio - und aller mit Christus. Communio war nicht nur ein vages Gefühl, sondern eine stark organische Wirklichkeit, die hundertfach Gestalt annahm; sie war es, die die Kirche zur Einheit zusammenhielt: eine einzige große Kommuniongemeinschaft in vielen Kommuniongemeinschaften.

Der Blütezeit dieses Selbstverständnisses der Kirche in der Väterzeit folgte ein Rückgang im Mittelalter und erst recht in der Neuzeit, bis zu seiner Renaissance im 2. Vatikanischen Konzil. "Communio" wurde zur ekklesiologischen Leitlinie des Konzils. Die außerordentliche Bischofssynode 1985 hat diese Ekklesiologie als die zentrale und grundlegende Idee der Konzilsdokumente bestätigt.¹⁵ Johannes Paul II. nennt in seinem Schreiben "Christifideles laici" über 70mal die Kirche ausdrücklich "Communio". Die anderen biblischen Bilder für Kirche sind deswegen nicht obsolet geworden, insofern "communio" das Herz eines jeden Bildes ist: Weil die Kirche Kommuniongemeinschaft ist, ist sie neutestamentliches Volk Gottes, Leib Christi, Ekklesia (Versammlung).

Doch bedarf die Christusgemeinschaft noch einer Vertiefung, der Vertiefung in die dreifaltige Gottesgemeinschaft hinein: "Was wir gesehen und gehört haben, das verkünden wir euch, damit auch ihr Gemeinschaft mit uns habt. Wir aber haben Gemeinschaft mit dem Vater und dem Sohn" (1 Joh 1, 3). Und Paulus wünscht seinen Korinthern "die Gemeinschaft des Heiligen Geistes" (2 Kor 13, 13). Der Heilige Geist ist es, der den Sohn Gottes in die Herzen der Gläubigen und der Versammlung der Gläubigen trägt. Das Amt hat kraft der Sendung und des Auftrags diese Unmittelbarkeit zu vermitteln, dann aber diese unmittelbare Geistbegabung zu respektieren und sie nicht für sich allein in Anspruch zu nehmen.



Kirche als Communio hat eine entscheidende Konsequenz: Das "gemeinsame Priestertum aller" kraft Taufe und Firmung ist das Höchste in der Kirche. Wenn aber die Taufe das wichtigste Sakrament ist und nicht der Ordo, bedeutet dies vor aller Unterschiedenheit der Dienste die fundamentale Gleichheit aller: "Wenn auch einige

nach Gottes Willen als Lehrer, Ausspender der Geheimnisse und Hirten für die anderen bestellt sind, so waltet doch unter allen eine wahre Gleichheit in der allen Gläubigen gemeinsamen Würde und Tätigkeit zum Aufbau des Leibes Christi." So das 2. Vatikanische Konzil.¹⁶ Sowohl dem Ersten wie dem Zweiten Vatikanischen Konzil lagen Entwürfe vor, die Kirche als Zweiklassengesellschaft festzumachen. Diese "Traditionen" erwiesen sich als schlechte; sie wurden durch die eben zitierte bessere, weil schriftnahe, ersetzt. Für manche hat bis heute die Kirche ein "klerikaler Papalstaat" zu sein. Was das Dienstamt in einer solchen Communio-Kirche betrifft, das Petrusamt eingeschlossen, hat dessen Selbstverständnis Augustinus mit kaum zu überbietender Prägnanz formuliert:

"Wo mich erschreckt, was ich *für* euch bin, da tröstet mich, was ich *mit* euch bin. *Für* euch bin ich Bischof, *mit* euch bin ich Christ. Jenes bezeichnet das Amt, dieses die Gnade, jenes die Gefahr, dieses das Heil" (Sermo 340, 1).

Eine solche Communio-Kirche wird mehr zu einer Familie, trägt mehr geschwisterliche Züge, ist mehr Heimat des einsamen, einzelnen. Wohl das Tiefste und Tröstlichste an der Communio sanctorum ist das stellvertretende Füreinander-dasein-Können der Glaubenden, wie es Martin Luther in einem Text aus dem Jahre 1520 sagt:

"Das ist die Gemeinschaft der Heiligen, deren wir uns rühmen ... Ist es nicht gut für uns, hier zu weilen, wo alle Glieder mitleiden, wenn ein Glied leidet, und wenn eines verherrlicht wird, alle sich mitfreuen? Wenn ich also leide, dann leide ich nicht allein, mit mir leidet Christus und leiden alle Christen ... Meine Last tragen somit andere, ihre Kraft ist die meine. Der Glaube der Kirche kommt meinem Bangen zuhilfe, die Keuschheit anderer erträgt das Versuchtwerden meiner Lüsternheit, anderer Fasten werden mir zum Gewinn, ein anderes Gebet bemüht sich um mich."¹⁷

Der Dialog wäre die Sprache dieser Familie, nicht der befehlende Monolog, der sich nichts sagen lässt. Kardinal König: "Nur ein klärender Dialog kann dazu beitragen, Meinungsverschiedenheiten zu überbrücken, um die Einheit der Kirche in der heute noch mehr als früher geforderten Vielfalt zu fördern, nur so können wir Christen das Evangelium glaubwürdig verkünden."¹⁸ Paul VI. hat in seiner Antrittsenzyklika "Ecclesiam suam" einen noch ungehobenen Schatz an Aussagen über den Dialog hinterlassen. Leider kennt man von ihm nur die Enzyklika von 1968. Aber selbst dort, wo der Dialog einstweilen nicht mehr möglich ist, weil der Dissens zu groß und es manchmal das Bessere ist, die Gegner voneinander zu scheiden, als sie ungewollt noch mehr aufeinander zu hetzen, ist im gemeinsamen Communio-Lebensraum immer noch Platz für beide.

Es gibt Zeichen eines wachsenden Communio-Bewußtseins: die "kirchlichen Basisgemeinden", die "kleinen christlichen Gemeinschaften" in Afrika, die schier unzähligen neuen "geistlichen Bewegungen" in der Kirche, die "Option für die Armen", die Inkulturation, aber auch das gegenüber früher völlig neue Umgehen miteinander bis hinein in das Selbstverständnis von Pfarren und ganzen Diözesen und das Zusammengehörigkeitsgefühl der ganzen Weltkirche. Aus dem Geist der Communio heraus versteht sich die Kirche nicht mehr in einer sich in Selbstbehauptung und Beharrung verschließenden Gegnerschaft zu anderen christlichen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften, zu anderen Religionen und zur Welt überhaupt. Sie

möchte mit der Welt den manchmal schönen und viel öfter bitteren Pilgerweg der Geschichte gehen und ihr das Beste geben, das sie hat: ihren Christus Gottes.



Es soll aber nicht der Verdacht aufkommen, im Unterwegssein mit der Kirche zu weit vom Boden der kirchlichen Gegenwarts- und Alltagswirklichkeit abzuheben. Gerade vom Hintergrund einer "sanctorum Communio" sticht die Sünde, das Böse, der Verrat an der Liebe umso greller ab. Verschärfend kommt noch dazu, daß die Sünde nicht nur eine "*in der Kirche*" ist, eine Sünde der einzelnen Subjekte, sondern zu einer "*Sünde der Kirche*" wird, das soziale "*Ergebnis*" der Sünde ihrer Subjekte ist.

Noch von einer anderen Verdunkelung der Communio-Struktur muß kurz, zu kurz, die Rede sein. Die Kirche hat auf ihrem bisherigen geschichtlichen Weg viele Erscheinungsbilder aus der Umwelt übernommen: von Byzanz Hofinsignien, vom Mittelalter den Feudalismus, von der Neuzeit die absolute Monarchie und vom 19. Jahrhundert die zentralistische Monarchie. Die mittelalterliche Verschiebung im Erscheinungsbild, sich nämlich nicht mehr von der Eucharistie her zu verstehen, sondern vom Amt her, da wieder vom Petrusamt, wirkt bis heute. Das Kirchenbild war in Gefahr, auf eine "*societas perfecta*" und auf Rechtsverhältnisse reduziert zu werden. Das Konzil hat traditionskritisch wieder Kirche als Communio ent-deckt, aber beide Kirchenbilder - die "*Pyramide*" und den "*Tisch*" - unvermittelt nebeneinander stehengelassen. Das ist mit ein Grund gegenwärtiger Schwierigkeiten; das "*Überwachsen*" ist ein langer und schmerzlicher Prozeß.

Hier ist im Unterwegssein mit der Kirche eine wichtige Unterscheidung hilfreich und notwendig geworden: die zwischen Wesen und Erscheinung. Lassen wir für Wesen der Kirche einmal kurzerhand Communio gelten, für Erscheinung oder Ausdrucksgestalten die oben genannten. Ich versuche nun, an einem Modell eine wichtige Einsicht zu gewinnen. Das Modell sei der Mensch in seinen vielen Erscheinungsformen, in seinen vielen Ausdrucksgestalten. Daß es viele sind, wird mir deutlich, wenn ich in alten Fotos krame. Das obligate Krabbelfell blieb mir offensichtlich erspart, nicht aber das Volksschul- und Gymnasiumsklassenfoto. Dann ging es einige Jahre farbig zu, nicht *Bluejeans*, sondern *feldgrau* und *khakibraun*. Es folgen Talar¹⁹ in nochmals anderen Farben. Es ist kein Zweifel: das bin jedesmal ich. Dennoch macht sich die Differenz zwischen meiner Identität und meinem Erscheinungsbild bemerkbar, denn einige Male klafft diese Differenz schmerzlich weit. - Blicken wir vom Modell auf die Kirche: Nicht alle "*Gewänder*", die sie in den Epochen ihrer Geschichte angezogen hat, passen der Kirche gleich gut. Sie verdecken ihr Wesen, für nicht wenige heute bis zur Unkenntlichkeit dieses Wesens. Das Konzil war gut beraten, wenigstens ansatzhaft traditionskritisch zu sein. Um der Glaubwürdigkeit ihrer Botschaft willen ist die Verpflichtung dazu schwer. Denn des Wesens des anderen werde ich in seinen Äußerungen inne.



Sie haben unter den Erscheinungsbildern etwas vermißt. Die Übernahmen aus den jeweiligen Gesellschaften endeten *vor* der Demokratie. Es besteht der Eindruck, daß sich die Kirche mit ihr schwer getan hat und tut. Die Demokratie als Staatsform

wurde vom Lehramt im letzten Jahrhundert negiert, dann aber toleriert und zuletzt als geeignetster Weg zu einer gerechten Gesellschaft propagiert.

Es ist ganz und gar richtig, daß die Kirche *keine Demokratie* ist. Immer noch eine der besten Definitionen von Demokratie ist die von Abraham Lincoln aus dem Jahre 1863: "Regierung des Volkes durch das Volk für das Volk." Nun ist aber die Kirche keine solche politische Gesellschaft, wie eine Nation oder Region eine solche ist. Die Gewalt in ihr geht nicht vom Volke aus, auch nicht von ihr als dem Volk Gottes, sondern von Jesus Christus, dem allein alle Heilsmacht im Himmel und auf Erden gegeben ist (Mt 28, 18). Er selber samt seiner rettenden Macht ist ein Geschenk Gottes an die Völker, nicht etwas, das ein Volk in gemeinsamer Meinungs- und Mehrheitsbildung sich selber gibt. Der vom Heiligen Geist gewirkte Christusglaube ist ein göttliches Geschenk, das aus seiner Natur heraus nicht von der Kirche gemacht werden kann, wie von einer Demokratie deren Verfassung gemacht wird. Die Kirche hat das von Gott und seinem Christus Herkommende zu bewahren und weiterzuschenken.

Eine andere Frage freilich ist die, ob nicht die Kirche von ihrem Wesen als Communio her "*demokratische Züge*" hat und haben müsse. In der Apostelgeschichte lesen wir von einem bemerkenswerten Vorgang. Die Urkirche in Jerusalem hatte ein Problem. Sie war sozusagen zweisprachig. Es gab in ihr "Hellenisten" und "Hebräer". Alle waren sie geborene Juden und alle waren sie Jünger Jesu geworden. Die Armenversorgung lag offenbar in den Händen alteingesessener Hebräer; sie benachteiligen oder übergingen sogar die Bedürftigen der Hellenisten.

Wie wurde das Problem bewältigt? Vorbildlich, vorbildlich für alle Zeiten. Petrus hat nicht einfach eine Anordnung von oben erlassen. Vielmehr war es das ganze Kollegium der Zwölf, das die Initiative ergriff. Aber auch sie erließen kein Dekret, sondern beriefen eine Vollversammlung ein, "die ganze Schar der Jünger". Es wurde ihr kein Beschuß vorgelegt, sondern ein Vorschlag gemacht: aus ihrer Mitte sieben Männer mit gutem Leumund und charismatischer Begabung zu wählen. Die Zwölf würden dann den Gewählten durch Handauflegung den Dienst an den Tischen übertragen. Daß es sich nur um einen Vorschlag handelte, ersieht man daraus, daß er erst noch von der Versammlung angenommen werden mußte. Es geschah unter dem Beifall aller. Die Zwölf hatten ihren Vorschlag mit Argumenten einleuchtend begründet: mit der Vorrangigkeit ihres Dienstes am Wort. Dies alles berichtet uns die Apostelgeschichte (6, 1-6). Übrigens war die Wurzel des Problems sehr erfreulich: Die Zahl der Jünger und Jüngerinnen nahm nämlich zu.

Eine solche Vorgangsweise würde man heute "demokratisch" nennen. Es gab sie im Volk Gottes seit langem, sogar noch radikaler. Denn der Gott Israels ließ am Sinai das Volk durch Mose befragen, ob es ihm als heiliges Volk gehören wolle. Das ganze Volk nahm einstimmig das Angebot an, Mose überbrachte die Antwort (Ex 19, 1-8). Israel entschied in einer freien Entscheidung über seine Zukunft mit Jahwe. Menschenfreundlich teilt Jahwe die Verantwortung auf; in den siebzig von den Ältesten Israels bekommt Mose Helfer, indem etwas von dem Geist, der auf Mose ruht, auf sie gelegt wird: "So können sie mit dir zusammen die Last des Volkes tragen, und du mußt sie nicht mehr allein tragen" (Num 11, 16ff.).

Demokratische Verfahren gibt es von Anfang an in der Kirche durch alle Zeiten hindurch. Solche Prozesse sind im vollen Gange und sind kirchenrechtlich abgesegnet. Mitverantwortung ist auch eine evangeliumgemäße Reaktion auf ein "Zeichen der Zeit", das von der Kirche nicht ohne Schaden für ihre Sendung übersehen werden darf. Menschen nämlich, die im Prozeß der Aufklärung unmündig geworden sind, dürfen nicht als Unmündige behandelt werden. Hier dürfte noch ein großes Potential an missionarischen Energien auf die Zukunft warten. Mehr Freude an der Kirche und weniger Verdrossenheit wäre die Folge.

Sollte sich aber jemand auch am Ausdruck "demokratische Züge" noch stoßen, kann ihm geholfen werden. Man sage dann "synodal". Das ist ein genuines Gewächs aus dem eigenen Garten. Oder man spreche von "actuosa participatio"; Pius X. verstand unter "aktiver Teilnahme" jene bei der Liturgie.²⁰ Daß es sich um ein zukunftsträchtiges Programmwort handelte, konnte er nicht ahnen.



Meine Damen und Herren,

zu den angenehmeren "Kirchenerfahrungen" gehört auch die, daß kirchliche Zusammenkünfte gottesdienstlicher und lehrhafter Art nicht zu lange dauern. Dann wird es aber höchste Zeit, zu einem Schluß zu kommen. Haben Sie keine Angst, es erfolgt keine langatmige Zusammenfassung mehr, die noch retten möchte, was nicht mehr gerettet zu werden braucht. Zur Freiheit des Christenmenschen darf es auch gehören, vom Zwang zur Vollständigkeit befreit zu sein. "Stückwerk ist unser Erkennen" (1 Kor 13, 9) - wenn es so ist, dann darf es dies auch sein.

Bei aller Liebe zum Fragmentarischen erlauben Sie mir aber, daß ich Ihnen ein Geleitwort zum "Weg in die Tiefe"²¹ mitgebe. Es war von "Schlüsselwörtern" zum Erschließen der christlichen Botschaft die Rede. "Traditio" und "Communio" werden von Fachleuten als solche gehandelt. Beide haben etwas mit dem Mahl zu tun. Es werden noch weitere vorgeschlagen, z.B. die "Kenose" von Phil 2, die "Selbstentäußerung".²² Sie sparen wir uns lieber für die kommende Fastenzeit. Bei Franz Mußner finde ich ein weiteres "Schlüsselwort", das dem Augenblick eher entspricht. Es lautet "συνεσθείν", "miteinander essen". Dies sei nach dem Brief an die Galather das Wesen des Christentums.²³ Tun wir es!

ANMERKUNGEN:

- 1 Siegfried WIEDENHOFER, Das katholische Kirchenverständnis. Ein Lehrbuch der Ekklesiologie, Graz 1992, 295-314.
- 2 Alois Wilhelm Schließleder (1875-1941), Ehrendomherr seit 1937, war Administrator und Dechant des Dekanates Steyr von 1931-1938.
- 3 Marcel Lefebvre (1905-1991), französischer Alterzbischof, Symbolfigur des Widerstandes gegen das 2. Vatikanische Konzil, brach 1988 mit der katholischen Kirche.
- 4 Hans KÜNG, Christ sein, München 1971, 594.
- 5 Gottes letztes Wort. Grundriß einer Fundamentaltheologie, Düsseldorf 1991, 68-73.
- 6 "So führt die Kirche in Lehre, Leben und Kult durch die Zeiten weiter und übermittelt allen Geschlechtern alles, was sie selber ist, was sie glaubt" (Art. 8).
- 7 LThK² Vat II, 520: "Das Vatikanum II hat ... das traditionskritische Moment so gut wie völlig überstanden. Es hat sich damit einer wichtigen Chance des ökumenischen Gesprächs begeben ..."
- 8 ThPQ 110 (1962), 236f.
- 9 Die Rezeption und ihre Bedeutung für Leben und Lehre der Kirche, in: Wolfgang BEINERT (Hg.), Glaube als Zustimmung, Freiburg 1991, 17.
- 10 Rezeption und Gehorsam - Aktuelle Aspekte der wiederentdeckten Realität "Rezeption", in: ebd., 79.
- 11 Klaus SCHATZ, Die Rezeption ökumenischer Konzilien im ersten Jahrtausend - Schwierigkeiten, Formen der Bewältigung und verweigerte Rezeption, in: ebd., 107.
- 12 Ebd., 69.
- 13 Frank OCHMANN, Kirchliches Recht in und aus dem Leben der Communio - Zur "Rezeption" aus kanonischer Sicht, in: ebd., 156.
- 14 Ebd., 73.
- 15 Schlußdokument der zweiten außerordentlichen Synode 9. Dezember 1985, C. I.
- 16 Zweites Vatikanisches Konzil, Dogmatische Konstitution über die Kirche, Art. 32.
- 17 Tesseradecas consolatoria pro laborantibus et oneratis, WA 6, 131; Übersetzung bei Urs von Balthasar, Katholisch. Aspekte des Mysteriums, Einsiedeln 1975, 45.
- 18 Zentralismus statt Kollegialität?, Düsseldorf 1990, 7.
- 19 Anspielung auf das Rot der damaligen römischen Germaniker- und auf das Schwarz der Weltpriestertalare.
- 20 Motu proprio "Tra le sollecitudini", ASS 36 (1903/4), 331, 333.
- 21 Anspielung auf das ein Stockwerk tiefer vorbereitete Buffet.
- 22 Vgl. Gisbert GRESHAKE, Communio - Schlüsselbegriff der Dogmatik, in: Günter BIEMER, Bernhard CASPER und Josef MÜLLER (Hgg.), Gemeinsam Kirche sein. Theorie und Praxis der Communio (FS Erzbischof O. Saier), Freiburg 1992, 94.
- 23 Der Galaterbrief, Freiburg 1974, 423.